es erscheint deshalb nicht ausgeschlossen, daß die Operationen vor Wladiwostok nicht unterbrochen werden.

Einigermaßen pessimistisch und nach unserer Auffassung sogar zu pessimistisch klingen zwei Telegramme, die dem „B. T." aus Petersburg und Paris zugegangen sind und lauten:

* **Petersburg**, 12. Juni. Im Ministerium des Aeußeren wird amtlich mitgeteilt, daß Rußland noch keinen Vertreter ernannt hat, um der von Roosevelt angeregten Zusammenkunft beider kriegführenden Staaten beizuwohnen, die Wünsche Japans zu erfahren, und sie hierher zu melden. Schon daß man von Wünschen, nicht von Bedingungen Japans spricht, zeigt, daß man den gegenwärtigen Zeitpunkt für den Beginn der Verhandlungen für nicht geeignet erachtet. Die russische Presse spricht Roosevelts Initiative jede praktische Bedeutung für den Frieden ab. Die „Nowoje Wremja" redet offen von einem Optimismus der Diplomatie. Trotzdem sei hervorgehoben, daß in den letzten Tagen in Zarskoje Sselo ein gewisser Umschwung zu Gunsten des Friedens stattgefunden hat. Wohl tritt Großfürst Nikolai Nikolajewitsch auch heute noch ebenso für den Krieg ein, doch sind die von mir gemeldeten Erklärungen des Finanzministers nicht spurlos an dem Zaren vorübergegangen. Heute läßt sich nicht mehr sagen, als daß, wenn Japan seine Bedingungen maßvoll stellt und keine Kontribution fordert, sowie Rußland den Ausweg zu einem ehrenvollen Frieden läßt, die ganze Friedensfrage sofort einen realen Boden gewinnen wird. Bis dahin sind alle Meldungen mehr Zukunftsmusik, so sehr auch die öffentliche Meinung für Frieden ist.

* **Paris**, 12. Juni. Pariser Blätter, die ja auch an den Feiertagen ohne Unterbrechung erscheinen, bringen über die Anbahnung der Friedensverhandlungen lange Kommentare, Depeschen und Interviews. Die in Paris geschriebenen Kommentare waren im ersten Augenblick meist sehr optimistisch, aber infolge der aus Petersburg eingetroffenen Depeschen hat sich die Stimmung etwas abgekühlt. Fast sämtliche Petersburger Korrespondenten der Pariser Blätter telegraphierten sofort nach dem Bekanntwerden der Washingtoner Nachrichten in sehr skeptischem Ton. Der Korrespondent des „Journal" bezeichnete als sicher, daß die Ansichten des Zaren sich nicht geändert hätten, und daß die Fortführung des Krieges ungemein wahrscheinlich sei. Der Korrespondent des „Matin", der auch erklärte, der Zar bedauerte die vorschnelle Veröffentlichung seiner Antwort durch den Präsidenten Roosevelt, sagte in seiner Depesche: „Können wir auf Frieden hoffen? Auf diese Frage antworte ich kategorisch, daß meinem persönlichen Eindruck nach die Dynastie der Romanows nach einem offen eingestandenen furchtbaren Echec vor der Unmöglichkeit stände, ihr erschreckend reaktionäres Programm durchzuführen, und daß man daher diesen Frieden nicht wünscht und nur von ihm sprechen wird, um der Nation zu zeigen, daß die geforderten Bedingungen ihn unmöglich machen." Dieser pessimistischen Auffassung trat nur der Korrespondent des „Petit Parisien" entgegen, dem von unterrichteter Seite zur Erklärung der in den Petersburger offiziellen Kreisen scheinbar herrschenden lauen Stimmung folgendes gesagt worden ist: Man kann die Verhandlungen als bereits eröffnet betrachten. Die beiden Regierungen sind aber entschlossen, nichts darüber zu veröffentlichen, und das erklärt die Zurückhaltung und Diskretion der offiziellen Persönlichkeiten. Der Korrespondent des „Matin" bleibt auch heute, vierundzwanzig Stunden nach seiner ersten Depesche, noch skeptisch, und diese Skepsis hat ein wenig die Pariser politischen und journalistischen Kreise angesteckt. Der „Temps" schreibt: Wenn wirklich die Vertreter Rußlands nur beauftragt werden sollten, die japanischen Vorschläge anzuhören, so bestände darin eine Gefahr für das Mißlingen der Friedensaktion. Ferner sagt der „Temps", aus privaten Mitteilungen, die wir heute früh erhalten, und die von hervorragender russischer Seite stammen, geht hervor, daß die öffentliche Meinung des Auslandes etwas zu schnell verführt und daß die Einigung bei weitem nicht sicher ist.

Politische Tagesschau.

Leipzig, 13. Juni.

Der Dresdener „Jungbrunnen" und der Kölner Gewerkschaftskongreß.

Man schreibt uns:

Das Korrespondenzblatt der Generalkommission der sozialdemokratischen Gewerkschaften erörtert in einer langen Betrachtung die Ergebnisse des Kölner Gewerkschaftskongresses. Selbstverständlich ist das Organ der Generalkommission mit der in Köln geleisteten Arbeit ungemein zufrieden. Politisch bemerkenswerter als diese Zufriedenheit ist aber die helle Freude darüber, daß die Kölner Tagung kein gewerkschaftliches „Dresden" geworden ist. Das Organ der Generalkommission betont dies zunächst gegenüber jenen sozialdemokratischen Blättern, die gewisse Ausfälle mancher Gewerkschaftsvertreter gegen die sozialpolitische Partei gerügt haben. In bezug hierauf sagt das gewerkschaftliche Zentralblatt wörtlich:

„Wer die Bedeutung der Kongreßdebatten über die strittigen Fragen richtig zu würdigen versteht, der wird uns zugestehen, daß in Köln im allgemeinen nicht mehr gesagt worden ist, als gesagt werden mußte, und daß die kühlen, leidenschaftslosen Debatten von Gewerkschaftlern sich nicht zu ihrem Nachteil von den temperamentvollen Auseinandersetzungen auf den Parteitagen unterscheiden."

Noch viel deutlicher aber wird das Korrespondenzblatt der Generalkommission gegen Rosa Luxemburg. Diese „Genossin" hat bekanntlich in der „Sächsischen Arbeiterzeitung" mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit das Urteil abgegeben: sie kenne keinen Gewerkschaftskongreß, auf dem die Borniertheit so stark hervorgetreten sei, wie in Köln. Hierauf erwidert das Korrespondenzblatt nach einem Hinweis auf den „wütenden Prätion", mit dem Rosa Luxemburgs Stimme die gewerkschaftliche Entwickelung seit Jahren begleite:

„Sie wird sicher keinem der zwölfhunderttausend Arbeiter, die in Reih und Glied der Gewerkschaften marschieren, die Freude an dem Erfolg der gewerkschaftlichen Demonstration vergällen, — die Freude, daß es kein gewerkschaftliches Dresden geworden ist."

Gleichzeitig bekennt ein Hannoverscher Genosse im „Vorwärts", daß die Wasser des Dresdener „Jungbrunnens" der sozialdemokratischen Saat im Wahlkreise Hameln-Springe verderblich geworden seien. Der arme August Bebel! Ihm, dem Sänger vom Dresdener „Jungbrunnen", so die Pfingstfreude zu verkümmern!

Deutschland und die nordische Krisis.

Der „Preußischen Correspondenz" wird aus Stockholm ein längerer Stimmungsbericht übermittelt, welchem die beachtenswerte Tatsache zu entnehmen ist, daß man in Schweden die Sympathien des deutschen Kaisers und der deutschen Regierung für die schwedische Seite in dem Unionskonflikt in Anspruch nimmt. König Oskar, so heißt es in dem Bericht wörtlich, verlasse sich sehr auf die Ratschläge Kaiser Wilhelms und des Fürsten Bülow, die ihm beide mitgeteilt hätten, daß sie entschieden gegen die Auflösung der skandinavischen Union seien und mit ihren Sympathien auf Seiten Schwedens stünden. Auch der moralischen Unterstützung Englands sei Schweden sicher. Als Ausdruck schwedischer Hoffnungen und Wünsche mögen diese Informationen nicht uninteressant sein. Jedoch ist vorläufig an dem festzuhalten, was die „Nordd. Allg. Ztg." noch vor wenigen Tagen im höheren Auftrage auseinandersetzte: daß Deutschland weder Beruf noch Neigung habe, sich in die Krise zu mischen, und einfach als Zuschauer mit den besten Wünschen für beide Staaten die Entwickelung der Dinge abwarte.

Die Stellung Dänemarks zu der Krisis in Skandinavien.

Aus Kopenhagen wird uns geschrieben:

In den hiesigen amtlichen Kreisen glaubt man nicht, daß es zu einem kriegerischen Zusammenstoße zwischen den beiden skandinavischen Staaten kommen wird. Die Sympathien des dänischen Volkes stehen ganz auf Seiten der Norweger, da deren Land früher jahrhundertelang mit Dänemark vereinigt war und ihre Sprache mit der dänischen nahe verwandt ist. Allerdings hofft niemand, daß die jetzige Krisis zu einer Wiedervereinigung Norwegens mit Dänemark führen könne, wohl aber sieht man die jetzigen Vorgänge als einen Schritt vorwärts zur Bildung eines engeren Verbandes aller drei skandinavischen Staaten an. Sobald die augenblickliche Krisis überwunden und Norwegen als selbständiger Staat anerkannt sei, werde Dänemark die Rolle des Vermittlers zur Wiedervereinigung der beiden feindlichen Brüder übernehmen. Diese könne aber nur erfolgen, indem alle drei Staaten ein unlösliches Schutz- und Trutzbündnis nach einem gemeinsamen Verteidigungssystem abschließen würden.

Deutsches Reich.

Berlin, 13. Juni.

* **Eine offiziöse Stimme zum Reichstagsschluß.** Die Klagen über den plötzlichen Schluß des Reichstages geben der „Nordd. Allg. Ztg." nochmals Veranlassung, zu versichern, daß eine Brüskierung des Reichstages nicht beabsichtigt gewesen sei. Das Blatt führt aus:

Wäre auch die diesmalige Session vertagt worden, so würden wir uns allmählich einem Zustande der permanenten Tagung des Reichstages annähern, der tatsächlich dem konstitutionellen Geiste unserer Verfassung durchaus widerspricht, von der der Schluß der Sessionen als Regel angenommen wird, die nur in einzelnen, stets als Ausnahme geltenden Fällen unter besonderen Umständen durchbrochen werden darf. Zweifellos ist es bedauerlich, daß so viel unerledigtes Material auf der Strecke geblieben ist, allein hieran trägt in erster Linie der Reichstag selber die Schuld, dessen Fähigkeit, die Geschäfte fortzuführen, ein mit dieser Raschheit doch nicht zu erwartendes Ende genommen hat, so daß nichts übrig blieb, als ohne Rücksicht auf das noch ausstehende Arbeitspensum den Verhandlungen dieser Körperschaft ein schnelles Ende zu machen. Der Schaden, den der Reichstag dadurch erleidet, daß wichtige und mühevolle Vorarbeiten in den Kommissionen nun unter den Tisch fallen, ist aber, wie wir bereits früher angedeutet haben, bei weitem nicht so groß, wie er nunmehr von einzelnen Organen und Reichstagsabgeordneten dargestellt wird. Als wertvolles Material bleiben ja die Kommissionsarbeiten dem Reichstag insofern erhalten, als es ihm unbenommen bleibt, bei Wiederkehr der nun im Orkus versunkenen Vorlagen dieselben Kommissionen wiederzuwählen, die so in raschem Zuge, basierend auf den früheren Besprechungen und Entschließungen, die Beratungen bis zu dem Punkte führen können, den sie in der verflossenen Session erreicht hatten. Ein noch einfacheres Verfahren stände aber in den Fällen offen, wo die Kommissionen ihre Aufgabe bereits bis zu Ende durchberaten haben, indem hier vom Plenum von einer Kommissionsberatung überhaupt abgesehen und die Kommissionsbeschlüsse als Anträge in zweiter Lesung eingebracht würden. So betrachtet, sieht man wirklich keinen Grund, weshalb sich manche, wenn auch durchaus nicht alle, parlamentarischen Kreise so sehr darüber aufregen, daß diesmal kraft Kronrechts betreffs Beendigung der Session ein Verfahren eingeschlagen worden ist, auf das man, als der Regel entsprechend, sich von vornherein gefaßt machen mußte.

* **Das preußische Finanzministerium** ist entsetzt über den Gedanken, von seinen Eisenbahnüberschüssen etwas für das Reich abgeben zu müssen, und läßt deshalb die „Berl. Pol. Nachr." schreiben: In der parlamentslosen Zeit schießen Pläne, wie der Finanznot des Reiches abzuhelfen sei, wie Pilze aus der Erde, aber es handelt sich dabei ganz regelmäßig um geradezu undiskutierbare Gedanken. Dies gilt insbesondere auch von dem von nationalliberaler Seite angeregten Plane, dem Reiche an den Reinerträgen der rentablen Großbetriebe der Bundesstaaten einen Anteil zu überweisen. Dabei ist natürlich vor allem die reine Einnahme des preußisch-hessischen Staatsbahnnetzes gemeint, wie denn ja ausdrücklich die Ueberweisung von etwa 80 Millionen Mark aus diesen Reineinnahmen an das Reich befürwortet wurde. Bekanntlich bilden aber die über den Bedarf zur Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschuld hinausgehenden Ueberschüsse der preußischen Staatsbahnen eine der Hauptstützen des Staatshaushaltes und sind in ihrer bisherigen Höhe zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes im Staatshaushalt notwendig. Es würde daher nichts übrig bleiben, als den Eisenbahnverkehr um denjenigen Betrag höher zu belasten, der von den Ueberschüssen der Staatsbahnen an das Reich abgeführt werden müßte, mit anderen Worten: die Inanspruchnahme von 80 Millionen Mark aus den preußischen Eisenbahnüberschüssen für das Reich würde notwendig einen Zuschlag von rund 5 Proz. zu den jetzigen Güter- und Personentarifen der preußischen Staatsbahn zur Folge haben müssen. Dieser Hinweis wird genügen, um zu zeigen, wie abwegig, auch abgesehen von den dagegen sprechenden staatsrechtlichen Bedenken, jenes Finanzprojekt ist. Man wird schließlich doch nicht umhin können, die Hülfe für die Finanznot des Reiches bei denjenigen Einnahmequellen zu suchen, die nach der Ordnung des Finanzwesens im Reiche und den Bundesstaaten zur Deckung der Bedürfnisse des ersteren bestimmt sind.

* **Das Kanzlergehalt.** Bernhard v. Bülow hat die Ernennung zum Fürsten aus der Hand seines Monarchen angenommen, von der er noch vor wenigen Wochen gebeten hatte Abstand zu nehmen. Zu dieser Sinnesänderung soll wesentlich die Godefroysche Erbschaft (Lehmkol) beigetragen haben, die ihn in den Besitz eines großen Vermögens setzte. Wie die „Münchn. N. Nchr." zuverlässig wissen wollen, haben die Repräsentationspflichten, die nun einmal unweigerlich mit dem Amt des leitenden Staatsmannes im Reiche und in Preußen, der zugleich der eigentliche Leiter der auswärtigen Politik ist, die Höhe seines Einkommens aus Gehalt und Repräsentationszulage ganz erheblich überschritten; er hätte sie nicht leisten können, wäre nicht seine Gemahlin, die Prinzessin Camporeale, mit ihrem Privatvermögen eingesprungen. Es ist doch immerhin eine eigenartige Erscheinung, daß der leitende Staatsmann des Deutschen Reiches, um seine Stellung behaupten zu können, bislang auf die Zuschüsse aus dem italienischen Hause der Wingbetti und Camporeale angewiesen war. Nicht etwa wegen unökonomischer Haushaltung. Auf seinen Festen ist alles gut und solid. Er teilt das Schicksal mit dem Fürsten Hohenlohe und dem Fürsten Bismarck. Für den „Onkel Chlodwig" wurde bekanntlich eine Erhöhung des Einkommens beantragt und genehmigt, unter einem unverständigen Entrüstungssturm. Schließlich konnten die Revenüen aus dem großen Grundbesitz der Hohenlohes die trotzdem unvermeidlichen Defizits der Stellung tragen. Sie waren nicht klein, denn Fürst Hohenlohe liebte es, auch bei seinen Festen der Grandseigneur zu sein, der der Kosten nicht achtet. Aber auch der sparsame Fürst Bismarck hat die Balanze in seinem Haushalte nur mit Zuhülfenahme des Einkommens aus der Kriegsdotation erreichen können. Er hat stets über die Unzulänglichkeit des Reichskanzler-Einkommens geklagt. Im Interesse einer durch sachliche Gründe allein bedingten Besetzung des Kanzlerpostens ist das zu bedauern. Wie in Frankreich, in Nordamerika nur noch recht reiche Männer Präsidenten werden können, so wird es allmählich in Deutschland auch dahin kommen, daß bei Besetzung dieses Postens nicht bloß die Tüchtigkeit, sondern auch die finanzielle Leistungsfähigkeit ein gewichtiges Wort mitspricht. Und das zu verhüten, sollten bei Zeiten die Repräsentationskosten des Reichskanzlers auf eine Höhe gebracht werden, die den Selbstkosten entsprechen oder aber dieser Posten müßte lediglich für Junggesellen reserviert werden, wie es Graf Caprivi war.

* **Kamerun.** Das Gerücht von der Ermordung des Kaufmanns Hermann in Südkamerun scheint doch noch sehr der Bestätigung zu bedürfen. Die Bremer Westafrikanische Gesellschaft, in deren Diensten Hermann steht, hat noch in den letzten Tagen ein längeres Geschäftstelegramm von ihrem Vertreter an der Küste erhalten, worin weder von einer Gefährdung der Stationen der Gesellschaft durch Eingeborenenunruhen noch von der Ermordung oder Verwundung eines ihrer Angestellten die Rede ist. Vielleicht haben wir es auch hier einmal wieder mit einer jener berühmten „afrikanischen Nachrichten" zu tun, die schon so oft noch ganz vergnügt unter den Palmen wandelnde Europäer zu den Toten versetzt haben.

— Der Vizepräsident des Reichstags Paasche wird sich demnächst der „Nationalzeitung" zufolge zum Studium der einschlägigen Verhältnisse nach Ostafrika begeben.

*

* **Hannover**, 12. Juni. Laut amtlicher Feststellung sind bei der Reichstagsstichwahl am 8. d. Mts. im 9. hannoverschen Wahlkreis für Hausmann (natlib.) 14 357 und für Brey (Soz.) 10 166 Stimmen abgegeben worden.

* **Ems**, 12. Juni. König Leopold hat nach beendeter Kur heute vormittag Ems verlassen.

Flotte.

* **Marinepersonalien.** Der Kommandant des Kreuzers „Hansa", Kapitän z. S. Weber, wird im Herbst aus Ostasien heimbeordert. Als sein Nachfolger wird nach den „Kiel. N. N." der Leiter der Kaiserwerft in Kiel, Fregattenkapitän Wilken, genannt. Der Kommandant des kleinen Kreuzers „Lübeck", Fregattenkapitän Meurer, befuhr mit dem Oberbaudirektor Redder die Straße von Travemünde bis Lübeck. Er soll die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es möglich ist, mit dem Kreuzer bis an die Stadt Lübeck zu gelangen. — Der Navigationsdirektor der kaiserlichen Werft zu Danzig, Fregattenkapitän v. Burski, ist infolge Herzschlages gestorben.

Husland.

Oesterreich-Ungarn.

* **Erzherzog Josef †.** Erzherzog Josef, ein Vetter zweiten Grades des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef I., ist heute morgen in Ziume gestorben. Der Erzherzog war am 2. März 1833 zu Preßburg geboren, hat also ein Alter von reichlich 72 Jahren erreicht. Vermählt war er seit 12. Mai 1864 mit Prinzessin Clothilde von Sachsen-Koburg und Gotha. Der Ehe sind ein Sohn und vier Töchter entsprossen.

Frankreich.

* **Die Rückkehr der Berliner Sondermission.** General de Lacroix wurde am Montag von Rouvier empfangen. Er berichtete ihm über das Ergebnis seiner Mission in Berlin. Die Unterredung währte eine volle Stunde. Der General teilte dem Kabinettschef alle Einzelheiten über die Herzlichkeit des Empfanges durch den Kaiser und die kaiserliche Familie mit. Dann gab er seiner Meinung Ausdruck über die Gesinnung, die an hoher und höchster Stelle in Berlin Frankreich gegenüber herrsche. Dem „Eco" zufolge drückte Rouvier dem General seine vollste Befriedigung aus über die Art und Weise, wie er sich seiner Mission entledigt habe, und beglückwünschte ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Der General wurde alsdann von Loubet in Gegenwart aller anderen Mitglieder der Mission empfangen. Loubet beglückwünschte Lacroix ebenfalls zu der guten Durchführung seiner Mission und drückte seine Befriedigung aus über die zahlreichen Aufmerksamkeiten, deren Gegenstand der General und seine Begleitung in Berlin seitens des Kaisers geworden seien. Dem deutschen Militärattaché Major v. Hugo drückte der Präsident ebenfalls seine Befriedigung aus und dankte ihm für seine Bemühungen. Loubet erklärte, es sei ihm zu danken, daß dem Mitgliedern der Mission ein solcher Empfang zu teil geworden und es diesen in Berlin an nichts gefehlt habe. Major v. Hugo dankte seinerseits dem Präsidenten für seine freundlichen Worte.

* **Zur Marokko-Angelegenheit** wird aus Paris gemeldet: In längerer Unterredung erstattete Rouvier dem Präsidenten Loubet Bericht über die aus Fez eingetroffenen Nach-

---

genau so aus, wie alle andern und der Rahmen, in dem es sich bewegt, ist auch alltäglich, nicht?

Doch nun erzähle mir von der Großstadt, von deinen Studien und von deinem Examen, ich bin ordentlich hungrig."

Und während die lebhafte, kleine Doktorin Margarete Selden ihrer älteren Kollegin von den letzten Studienjahren berichtete, hörte Ingeborg mit tiefem Interesse, das sich in helle Erregung wandelte, zu.

Ihre blassen Wangen röteten sich, ihre Augen leuchteten und sie fand kein Ende mit Fragen.

Margarete unterbrach sie oftmals.

„Mir scheint wirklich, als ob ihr in eurem Glücke vollständig weltabgeschieden seid. Du weißt ja kaum mehr, was da draußen vorgeht. Hast du so schnell alles Interesse verloren?" —

Ingeborg schüttelte energisch das Haupt.

„Das wohl kaum; doch seit ich meinen Mann nicht mehr in das Krankenhaus begleite, komme ich wenig dazu, die neuesten Erscheinungen in der Fachliteratur zu studieren. Ich muß mir allein fortbelfen und lebe vorläufig noch mit allem in der Vergangenheit."

„Ja, wie hältst du's denn aus", fragte die andere erstaunt, „ohne praktische Betätigung deiner Studien?

Daß Ingeborg Lahn kein lebendiger Kehrbesen in der Ehe zu werden versprochen hatte, davon sind wir alle überzeugt gewesen, oder sollte wirklich die Liebe so wandeln?"

„Nicht doch", unterbrach Ingeborg sie, „ich habe redlich gewollt und mich in der Arbeit glücklich gefühlt, doch man hat sie mir genommen und nun muß ich sehen, wie ich mich auf andere Weise über Wasser halte."

„Genommen", rief die andere erstaunt, „wer hat denn das Recht dazu?"

Nun erzählte die junge Frau der Freundin, wie man sie gehindert, ihren Beruf auszuüben.

Margarete hörte ihr befremdet zu. „Also das ist heut noch möglich, am Anfang eines neuen Jahrhunderts", und dann teilnehmend die beiden Hände der Freundin drückend, sagte sie:

„Jetzt verstehe ich's, jetzt begreife ich's, was alles aus dir herausstieht, ohne daß du davon sprichst. Nein, nein", rief sie, als Ingeborg eine abwehrende Bewegung machte, „ich lese in deinen Zügen, du brauchst mir nichts zu sagen, ich weiß alles. Doch gib's nicht auf, sei stark. —

Weiß du, ich bin zwar keine fromme Seele, hab' zu viel mit alten und neuen Philosophen mich beschäftigt, und bin so von Kindheit an fast andern Ewigkeitsgedanken nachgegangen, hab' gegrübelt und gezweifelt, doch eins ist in mir haften geblieben, so ein kleines Sprüchlein, das mir unser Lehrer an meinem Konfirmationstage mit auf den Weg gegeben. Das schreibe dir in deine Seele, so wie ich's halt getan. Denk' dran, wenn's dich mal packt und du in Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit die Hände müde sinken läßt:

„Merk' auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wollen sie dich halten, so raffe dich auf, oder gehe zu Grunde."

Siehst du, dies Sprüchlein war mir schon so oft ein Anker gewesen, wenn es um meinen kleinen Nachen in der Lebensflut arg brauste und stürmte und die Sturzwellen der Ereignisse ihn umzustoßen drohten. Ich hab' mich immer wieder daran geklammert und bin hoch geblieben.

Denk' auch dran, raffe dich auf, es kommt eine Zeit, in der du dankbar noch auf diese zurückblicken wirst, da sie vielleicht notwendig war, um den Maßstab deines inneren Wollens und deiner inneren Kraft zu prüfen.

Siegen, siegen, siegen mußt du und wirst du, so lange du deine Ideale gegen alle Welt verteidigst und bleibt dir auch nach außen hin nichts, in dir selbst wirst du dann das Reich des Friedens gefunden haben." —

Das war Ingeborg aus der Seele gesprochen und die beiden Freundinnen tauschten noch lange gegenseitig Gedanken und Empfindungen aus, bis Ingeborg durch den Eintritt ihres Gatten an ihre Hausfrauenpflichten gemahnt wurde.

Während der Doktor in herzlicher Freude die lebhafte, junge Kollegin begrüßte, war Ingeborg bemüht, ihr ein behagliches Heim zu bereiten und nach kurzer Zeit saßen die drei gemütlich um den runden Tisch im Eßzimmer und die Gläser klangen hell und fröhlich aneinander.

Seit Wochen nahmen die beiden Gatten wieder in gemütlicher Weise und gesprächig das gemeinsame Mal ein.

Die kommenden Tage gestalteten sich für Ingeborg zu frohen und glücklichen.

Marga verstand es, in ihrer lebhaften Art sie zu zerstreuen und zu erheitern, und obgleich Ingeborg eine einsame Natur war, die wohl die Geselligkeit liebte, doch der es unmöglich gewesen wäre, beständig jemand um sich zu sehen, schien sie diesmal die fortwährende Gesellschaft Margas als eine Wohltat zu empfinden.

Das kleine, bewegliche Fräulein wußte so heiter zu erzählen, so treffende, satyrische Bemerkungen zu machen, so täuschend die einzelnen Personen, von denen die Rede war, zu kopieren, daß Ingeborg oft hell auflachen mußte. Sie sah sich dann in demselben Moment erschrocken um, sie begriff es selbst nicht, daß sie es gewesen, bei der die Heiterkeit so lebhaft durchgebrochen.

Konnte sie sich doch nicht entsinnen, daß sie nach dem Tode ihrer Eltern je so laut ihre Fröhlichkeit geäußert.

Verbrachte der Doktor mit den Damen gemeinsam seine kurzen Freistunden, dann führten sie wohl ernstere Gespräche und es kam zu lebhaften Debatten und oft zu einem regelrechten, wissenschaftlichen Zank, den Marga bis zuletzt auszufechten bemüht war. Dem Doktor machte es Spaß, sie da und dort in die Enge zu führen und ihre frisch diplomierte Weisheit anzuzweifeln.

Aber Marga blieb fest und umging geschickt alle Hindernisse, die ihr der Erfahrene, nun in der Praxis schon Geübte, entgegenlegte. Sie merkte wohl, daß der Doktor dann und wann ein kleines Examen mit ihr anstellen wollte und als er sie einmal wieder mit seinen Gegenreden verwirren wollte, sagte sie lachend:

„Sie glauben wohl, Doktorchen, daß ich meine ganze Zeit wie meine lieben, männlichen Kollegen in der Kneipe und auf dem Paukboden verbracht habe? Wir armen Mädel nehmen's viel ernster als ihr Herren der Schöpfung. Da heißt's vom ersten Semester an „arbeiten, arbeiten und wiederholen". Für uns gibt's keine lustige Studentenzeit, wir kennen sie nur vom Hörensagen. Entweder müssen wir uns mit Stundengeben durchplagen, um die nötigen Kollegiengelder zu verdienen, und unseren bescheidenen Lebensunterhalt zu gewinnen, oder, wenn uns das Geschick günstig ist, das uns materieller Sorgen enthebt, dann bekommen wir so viele wissenschaftliche Liebhabereien, daß wir unsere freie Zeit ihnen widmen. Vielleicht wird sich einmal, wenn wir „alte Herren" geworden, „nach vielen tausend Jahren", sagte sie lachend, „ein weibliches Studentenkorps" gebildet haben, welches dann mit den Musensöhnen um die Wette sich im Kneipen und Fechten übt.

So lange wir armen Jungfräuleins nur geduldet sind, so lange halten wir uns an die idealen Bestrebungen, die unser Studiengang bedingt und mir scheint, wir fahren vorläufig am besten dabei.

Doch jetzt wollen wir mal allen gelehrten Kram beiseite lassen, nicht immer fachsimpeln, sondern vergnügt und lustig sein.

Bevor ich fortgehe, muß Inge rote Backen bekommen und recht viel gelacht haben, das trägt zum Allgemeinbefinden und zur guten Verdauung bei. Ich hab's immer so gehalten. Die Welt ist so schön, es gilt halt nur vergnügt auf ihr zu sein."

Und Marga hielt ihr Versprechen, sie zog alle durch ihr Temperament mit sich fort.

Im Städtchen war es rasch bekannt geworden, daß Doktors den Besuch einer Kollegin erhalten, die als Assistentin des berühmten Augenarztes N. nach B. ging. Natürlich wollte jeder sie sehen. Da die wohllöbliche Kreisstadt L. wenig Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hatte, weder einen zoologischen Garten, noch ein Aquarium, Panoptikum, so war man natürlich neugierig, dieses Wunder der Schöpfung kennen zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.